

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin  
**Band:** 84 (1958)  
**Heft:** 50

**Artikel:** Brief an einen Freund, der nebenan wohnt  
**Autor:** Blaukopf, Kurt  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-498178>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 22.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Brief an einen Freund, der nebenan wohnt

Lieber Freund,

Ich sehe Dich staunen, während Du diesen Brief öffnest. «Was soll das?» denkst Du. «Gestern haben wir geplaudert, morgen haben wir unsere Schachpartie, zwei Mal täglich begegne ich ihm auf der Straße. Warum telefonier er denn nicht? Wahrscheinlich eine Geldsache, peinlich ... Oder eine delikate Herzensaffäre ... Schriftsteller sind ja verschroben genug ...»

Nichts von all dem. Das Thema dieses Briefes ist: das Briefeschreiben. Mir fällt nämlich unsere mündliche Freundschaft nicht mehr recht; sie braucht briefliche Festigung. Siehst Du – wir sind nun schon viele Jahre lang befreundet, wie man so sagt. Ich weiß genau, wie Du über Deine Steuerbehörde denkst; ich könnte über die Privatentnahmen Deines Geschäftspartners besser Aufschluß geben als er selbst; und ich kenne auch Deine politischen Ansichten. Ich weiß, daß zwei Seelen in Deiner Brust wohnen und daß Du bei jedem Fehlstart eines amerikanischen Satelliten erst einmal sagst: «Das gönne ich den Yankees» und danach seufzend hinzufügst: «Das wird den Russen Auftrieb geben.» Ja, Du bist eine Faust-Natur.

Manchmal reden wir gar von naturwissenschaftlichen Problemen und betrachten mit tiefen Gesichtern die Formel des Herrn Professor Heisenberg, die in der Zeitung wiedergegeben ist. Du starrst auf einen Differentialquotienten, den Du stolz erkennst und der Dich an gar nicht so stolze Mathematikstunden erinnert; ich bin glücklich, zwei griechische Buchstaben entziffern zu können; dann einigen wir uns dahin, daß dieser Heisenberg wohl ein großer Mann sein muß, denn seine Leistung geht ja noch über Einsteins Werk hinaus, das wir schon vor zwanzig Jahren bei einem Gin Fizz einvernehmlich gewürdigt haben. Uns ist nichts fremd, weder Wissenschaft noch Kunst. Neulich sagtest Du: «Karajan ist ein bedeutender Künstler, doch er hat nicht Furtwänglers Format.» Ich bekräftigte Dein Urteil mit einem geistreichen Satz über den Verfall der Kunst, der Dich sehr begeisterte. Ich wäre doch ein richtiger Kopf, sagtest Du, ein echter Denker mit Esprit und Humor. Doch der Satz war aus der Aphorismen-Rubrik der Sonntags-Ausgabe. Darunter stand Proust oder Nietzsche oder Morgenstern. Ich erinnere mich nicht mehr.

Ich habe mir heute überlegt, was wir nun eigentlich so reden in diesen letzten 23 Jahren. Da überkam mich eine Angstvorstellung: wenn wir ein Tonband hätten, so ein paar hundert Kilometer lang, mit all dem Quark darauf, den wir in unserer schönen freien Zeit gesprochen haben, und wenn wir das nun strafweise hören müßten – es wäre entsetzlich! Was haben wir nicht alles aufgeschnappt aus den Zeitungen und nachgeplappert und schrecklich klug getan dabei ... Beim Ordnen alter Familienpapiere entdeckte ich heute einige Bündel von Schriftstücken. Großvaters Familienchronik, die Briefe von Onkel Theo, ja sogar ein Päckchen mit Lie-

besbriefen, das in ein rosaarbenes Bändchen gewickelt war. Wohl achtzig oder neunzig Jahre mußten die Briefe alt sein. Das junge Mädchen, das sie einst schrieb, ist längst nicht mehr. Sie war, so berichtet die Familienfama, nicht sonderlich gebildet, ein kleines kicherndes Ding, das nichts anderes im Sinn hatte, als rasch zu einem Bräutigam zu kommen ... Also ist wohl auch an den Briefen nichts Besonderes dran ...

So denke ich und ehe ich die Briefe dem Feuer überantworte, lese ich noch rasch ein paar Zeilen. Doch das kichernde Ding läßt mich nicht mehr los. Da ist von den Balladen Victor Hugos die Rede, da gibt es ein Zitat aus einer Erzählung von Adalbert Stifter, dann die Beschreibung einer Alpenlandschaft mit allen erdenklichen Einzelheiten, Erlebtes, Reflexionen ... und dazwischen – ich will's gar nicht leugnen – Herzengesüsse nach Backfisch- und Jungmädchenart, wie sie zu allen Zeiten so oder anders hervorbrechen. Nein, ich kann das nicht wegwerfen, ich kann's nicht vernichten.

Das sollte uns zu denken geben. Unser Tonband ließe sich leicht löschen. Wir reden meistens Käse. Gewiß haben auch die Menschen vergangener Generationen viel Käse

geredet. Doch der alte Käse hatte Löcher und in diesen Löchern des Schweigens war Platz fürs Denken und fürs Briefeschreiben. Ich wollte mit diesem Brief einmal ein Loch in unseren Käse machen. Mir fällt auf, daß unsere Redeweise stark verludert ist, wenn man sie mit der Schreibweise vergangener Generationen vergleicht. Das Vokabular unserer Alltagssprache ist verarmt. Wir arbeiten mit Gedankenmaterial, das uns als Fertigware durch Zeitung, Radio und Television ins Haus geliefert wird. Wir prägen kaum einen neuen Satz, selten ein neues Wort, nie einen neuen Gedanken. Man könnte es auch anders sagen: Wir denken nicht. Das ist mir heute, bei der Lektüre der Backfischbriefe von 1880 deutlich geworden. Und darum dieser Brief. Machen wir einen Anfang, lieber Freund! Gründen wir eine Sekte der Briefschreiber. Erzählen wir einander (nicht der Sekretärin oder dem Diktiergerät!), was uns wirklich bewegt. In geordneter und wohlgesetzter Sprache. Heute fällt's mir noch schwer, denn dies ist mein erster Brief seit langer, langer Zeit. Wie denkst Du über das Briefeschreiben? Wie denkst Du über das Denken? Ein reizvolles, lohnendes Hobby! Oder nicht? Dein Kurt Blaukopf

